

Stadt und Peripherie : Ideenwettbewerb Kammgarnareal Schaffhausen, 1988, einige Gedanken

Autor(en): **Geissbühler, Dieter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **76 (1989)**

Heft 5: **Wohnformen ohne Form = Formes d'habitat sans forme =
Residential forms without form**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-57555>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Stadt und Peripherie

*Ideenwettbewerb
Kammgarnareal
Schaffhausen, 1988,
einige Gedanken*

Im Herbst vergangenen Jahres fand in Schaffhausen ein Wettbewerb statt, bei dem es um die Neuinterpretation eines speziellen Stückes Stadt ging, um eine Nahtstelle in verschiedener Hinsicht. Die eingereichten Arbeiten, aber auch die zahlenmässig schwache Beteiligung – war der Wettbewerb doch für Architekten mit Sitz in den Kantonen Schaffhausen, Zürich, Thurgau, St. Gallen und der beiden Appenzell ausgeschrieben –, werfen einige Fragen zum Umgang mit unseren Städten auf. Ist es Desinteresse, oder ist die Verunsicherung in breiten Kreisen so gross, dass Stellungnahmen zu urbanen Problemen verdrängt werden?

«Es wäre leicht, das Territorium zwischen Zürich, Basel und Bern in seinen apokalyptischen Zügen zu skizzieren, als Trümmerfeld einer verunglückten Megalopolis und als Friedhof der strategischen Ideen des 20. Jahrhunderts zum urbanen Raum.»¹

Vorab ein kurzer Überblick über den «Ort» des Wettbewerbs, ein Abriss der Entwicklung Schaffhausens im Gebiet des Kammgarnareals. Die Stadt Schaffhausen entstand an der Stelle, wo der Rhein durch Stromschnellen nicht mehr schiffbar war und daher die Waren umgeschlagen werden mussten. Das eigentliche Stadtzentrum liegt nicht in unmittelbarer Nachbarschaft zum Rhein, sondern entlang der Hauptverkehrsachse, auf der die Güter auf dem Landweg weitertransportiert wurden, in einiger Distanz zum Rhein. Die Zwischenzone gegen den Rhein wurde durch die Areale des Klosters zu Allerheiligen und des «Baumgartens» besetzt. Diese Strukturen wurden erst nach einer lange stagnierenden Entwicklung im 19. Jh. durch die aufkommende Industrialisierung aufgebrochen. Aufgrund der günstigen Lage am Fluss siedelten sich schon früh Industriebauten in diesem Gebiet an. Die gesamte Randzone entlang dem Rhein füllte sich zunehmend mit grössern und kleineren Industriebetrieben. Diese Entwicklung «bedingte» ein neues Erschliessungsnetz, das im Gegensatz zur linearen Hupterschliessungsachse der mittelalterlichen Stadt nun peri-

pher angelegt wurde. Nachdem der direkte Zugang der Industriebauten durch den Wegfall der Transmissionsanlagen unnötig geworden war, wurde entlang dem Rhein die Rheinuferstrasse als Hauptverkehrsachse gelegt und so eine direkte Zuordnung der Stadt zum Rhein verunmöglicht. Diese Tatsache lässt sich bei der Badanstalt deutlich ablesen. War die schwimmende Anlage bei ihrer Erstellung noch vom Ufer abgelöst und nur über zwei Stege zu erreichen, so ist sie heute auf der gesamten Breite längsseitig an die Strasse angedockt, die als Aufschüttung «vor» die Stadt gelegt worden war. (Das erstarrte Projekt versucht die Anlage wieder von der Strasse abzulösen. Ein Vorschlag der, unabhängig vom weiteren Verlauf des Wettbewerbes, von der Stadt ernsthaft überdacht werden sollte, erhielte doch eines der bedeutenden Gebäude wieder eine angemessene Formulierung der Anbindung ans Ufer.) Das Kammgarnareal, das in unmittelbarer Nähe zur Badanstalt liegt, wie auch die rheinabwärts anschliessende Zone sind heute durch die beiden parallel laufenden Erschliessungsstrassen von

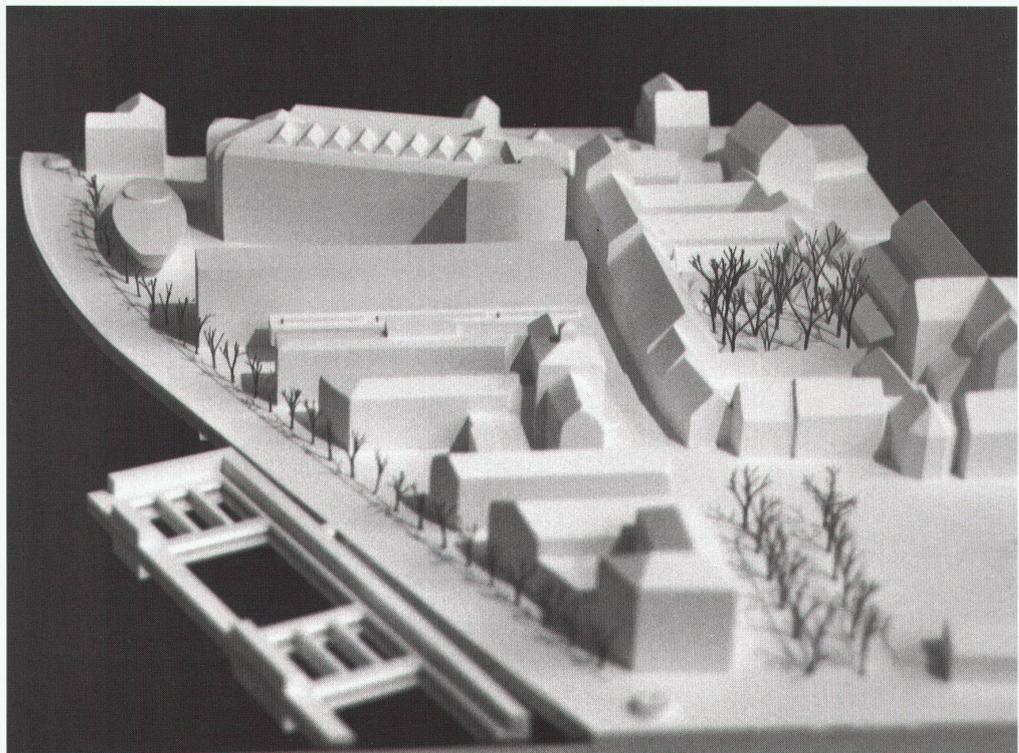
der Stadt und vom Fluss isolierte Inseln.

«...Wir finden in der Peripherie nicht mehr allein die desorganisierten Züge, sondern urbane Situationen, deren kulturelle Bedeutung in einer beträchtlichen Elastizität der Architekturen begründet liegt. Es sind Vexierbilder, die in ihrer Doppeldeutigkeit die unterschiedlichen, verschachtelten und sich widersprechenden Lebensbedingungen dieser Territorien zum Ausdruck zu bringen vermögen. Vexierbild anstatt Bild: Nicht die Sequenz von Idyllen, Verlassenheiten oder technisch-industrielle Poetik kennzeichnen die Landschaft zwischen den Schweizer Städten, sondern die Tatsache, dass die Ensembles die Doppelbödigkeiten des Alltages in den Architekturen als Residuen spiegeln. Während also die Stadtzentren als kalkulierte Szenarien diese Fähigkeit einzubüssen beginnen, erkennen wir in diesen Bebauungen und ihren Zusammenhängen ein Abbild der spezifischen Modernität suburbaner Lebensweisen.»²

Wo liegt die Stadt Schaffhausen unter einem solchen Gesichtspunkt? Bei oberflächlicher Betrachtung könnte man sagen, dass Schaffhausen die Peripherie schlechthin darstellt, liegt es doch tatsächlich am Rande der Schweiz. Aber es geht hier nicht um eine politisch-geographische Zuordnung,

sondern um die Frage, wieweit sich der allgemein feststellbare Verlust urbaner Zentren flächendeckend über die gesamte Schweiz ausgedehnt hat. Ist die urbane Peripherie zur Regel geworden? Und: Wie lassen sich in einem Wettbewerb darauf Antworten finden?

Die suburbane Lebensweise hat es mit sich gebracht, dass die historischen Stadtkerne zu touristisch aufgemotzten Einkaufszentren umfunktioniert worden sind und immer noch werden. Die Grenzen, die scheinbar so eindeutig die historische Stadt von der übrigen Stadt, der «Peripherie», trennen, lösen sich in dem Sinne auf, als die Peripherie die Idylle der mittelalterlichen Stadt zu imitieren sucht, während die historischen Stadtkerne durch pseudohistorische Um- und Neubauten «ergänzt» werden. Das Eindringen «anonymer» Bilder in die historische Stadt, wie sie am deutlichsten von Firmen mit überregionalem oder sogar internationalem Anspruch als Marketingstrategie verwendet werden, sprengt die traditionalistische Idylle. Das echt Falsche unterscheidet sich vom falschen Echten nur in



1

seiner Umkehrung, das Resultat bleibt dasselbe.

Auf der anderen Seite ist die Stadt Schaffhausen geprägt durch die Eingriffe von mehr oder weniger grossen Industriebauten. Dass heute eines dieser eindrücklichen Gebiete, ein Relikt aus der Zeit einer industriellen Hochblüte, zerstört zu werden droht, passt ins Bild. Fährt man durch das Mühletal, das Tal der GF, die ja bekanntlich momentan mit gewissen strukturellen Schwierigkeiten kämpft, tritt einem diese Zerstörung bereits massiv entgegen. Nicht nur, dass ganze Bauten abgerissen werden, sondern man beginnt andererseits eine fragwürdige Industrie-Idylle aufzubauen, die mit Nutzungen des tertiären Sektors aufgefüllt wird.

Das Gebiet der Altstadt, eine Anlage, die sich, wie oben ausgeführt, nicht auf den Fluss bezieht, ist gerade im Bereich der Rheinuferstrasse von der Badanstalt bis zu den Hallen für neue Kunst durch ein ähnliches Gebiet vom Rhein getrennt. Der Bruch der Massstäblichkeit, der die Stimmung dieses Gebietes prägt, ist ein Phänomen, das das Bild der Stadt Schaffhausen prägt, die Brüche

des Aufeinandertreffens zweier urbaner Strukturen unterschiedlicher Massstäblichkeit. Ein Wettbewerb in einem solchen Umfeld hätte eigentlich zu einer angeregten Diskussion städtebaulicher Vorstellungen führen müssen. Doch scheint man sich heute vielerorts mit einem «biedereren Nebeneinander» oder einem «spielesrischen Durcheinander»³ zu begnügen. Die Hilflosigkeit im Umgang mit heutigen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und deren urbanen Entsprechungen führt zu einer Flucht in eine Idylle, welcher Art diese auch sein mag, das Spektrum ist breit, vom «Weiterwuchern» der Altstadt (Projekt 3. Rang) bis zur altbekannten Blockrandbebauungs-Lösung, die anscheinend überall möglich ist (Projekt 4. Rang).

Um so erfreulicher muss die Tatsache gewertet werden, dass mit dem ersten Preis ein Projekt ausgezeichnet wurde, das sich zur Aufgabe gemacht hat, gerade solche Phänomene heutiger urbaner Strukturen zu thematisieren.

«Das urbane Projekt muss davon ausgehen, dass die Stadt nicht homogen ist: Sie besteht aus identifizierbaren

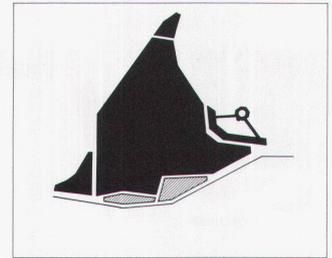
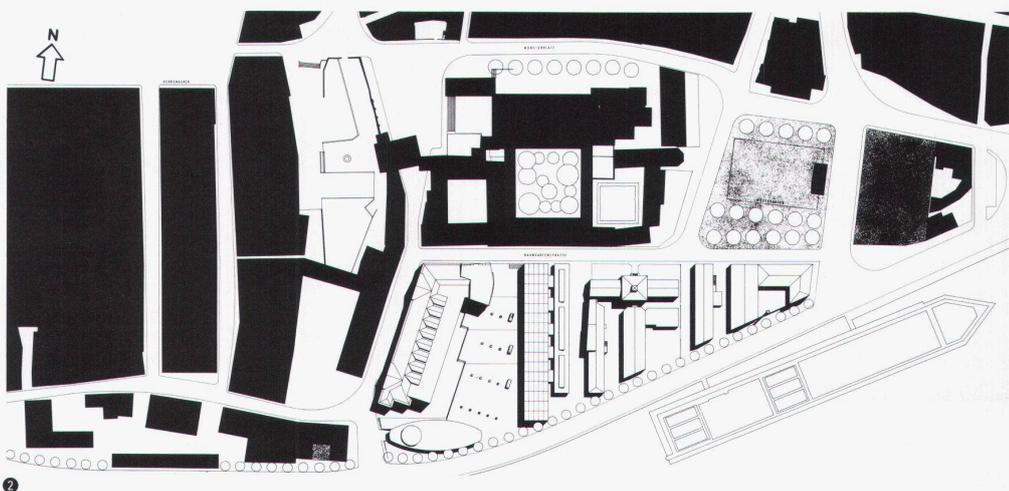
Fragmenten, die vom menschlichen Tun seit der Vorgeschichte bis in die heutige Zeit der weltumspannenden Megalopolis Zeugnis ablegen. Sektoren mit zentralen Funktionen; soziale Schichten, die mit bestimmten Teilen des Stadtterritoriums verbunden sind; einheitliche, erkennbare Ensembles, unscharfe Areale; jede Menge von Nahtstellen, Begrenzungen und Schwellen bilden die sogenannte Stadt, alles Erscheinungen, die nicht zufällig entstanden sind, weil sie im Gegenteil das Ergebnis sozialer Praxis, Regeln aller Art inklusive deren Ausnahmen, morphologischer Prinzipien und typologischer Wiederholungen, von Kontinuitäten, bewussten Brüchen und unterschiedlichsten Entscheidungsverfahren sind.»⁴

Die Aufgabe – das Programm

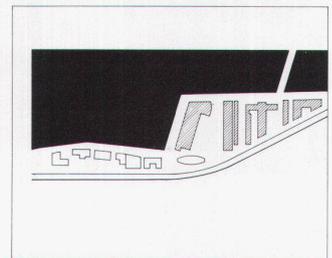
«Ziel des Wettbewerbes war, Ideen zu erhalten, welche städtebaulich und inhaltlich der Bedeutung der südlichen Altstadt Rechnung tragen sowie die Frage über die Weiterverwendung der alten Fabriktrakte zu beantworten vermögen.

Dabei waren, ausgehend von einem Gesamtkonzept, die heute konkreten Bedürfnisse von Kultureinrichtungen wie dem Museum zu Allerheiligen, den Hallen für neue Kunst, der alternativen Kunstszene sowie weiterer Nutzungsvorgaben zu berücksichtigen.

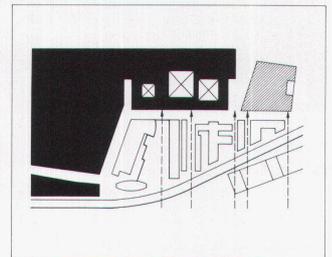
Hauptsache war die Festlegung des städtebaulich vertretbaren Bauvolu-



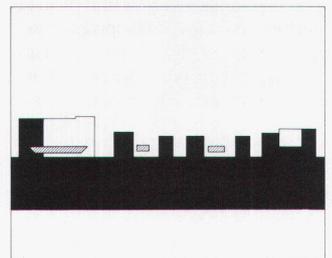
3



4



5



6

1-9 Markus Friedli und Gerhard Wittwer, Schaffhausen/Zürich, 1. Rang

1 Ansicht von Osten, Modell

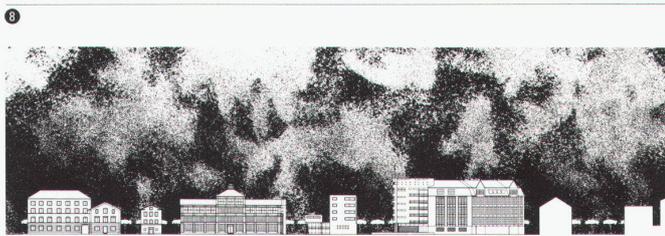
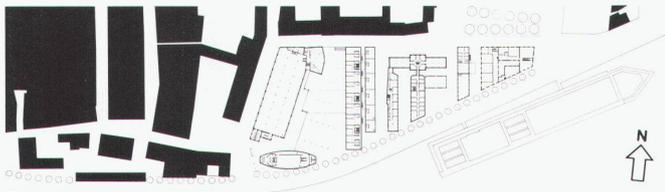
2 Situation

3 Lage im Stadtbild

4 Typologie und Bebauungsstruktur

5 Aussenräume und Durchlässigkeit

6 Profil Rheinuferstrasse



7. Obergeschoss

8. Konzertgebäude und Museum, Ansicht, Schnitt

9. Wohnhaus, Ansicht

10. Christoph Schuupp und Stefan Zwicky, Zürich, 2. Rang, Modell

11. Claudia Bersin-Vilbald, 3. Rang, Modell

12. Stephan Hofer und Markus Wetzel, Schaffhausen, 4. Rang, Modell

13. Rudolf Moser, Zürich, 5. Rang, Modell

Fotos: Bruno + Eric Bührer, Schaffhausen (Abb. 10, 11, 12, 13)

mens, einer geeigneten Nutzungsanordnung sowie die sorgfältige Gestaltung der Freiräume.»⁵

Diese allgemeine Formulierung zeugt von einer Haltung, die sich alle Möglichkeiten offenhalten möchte. Das Setzen von klaren Prioritäten, das durch einen solchen Wettbewerb ja hätte erreicht werden sollen, wird somit bereits im Ansatz erschwert, nicht einmal so sehr für die teilnehmenden Architekten, als vielmehr für die in einer weiteren Phase beteiligten Behörden.

Stattdessen hätten die Teilnehmer viel eher dazu aufgefordert werden sollen, einen der Nutzung und der Aufgabe angemessenen städtischen Ort zu schaffen. Diese Ängstlichkeit erschwert so bereits bei der Formulierung eines Wettbewerbsprogrammes eine städtebauliche Auseinandersetzung.

Unter den sogenannten «weiteren Nutzungsvorgaben» sollte dabei die vorgeschlagene Wohnform nochmals überdacht werden. Woh-

nen ist an dieser Stelle sicher möglich, aber die Vorstellung von Alterswohnungen scheint an einem solch spezifisch städtischen Ort fraglich.

Das Projekt Friedli/Wittwer

«Von hier aus erhält eine offene Kunst ihre Funktion als epistemologische Metapher: In einer Welt, in der die Diskontinuität der Phänomene die Möglichkeit für ein einheitliches und definitives Weltbild in Frage gestellt hat, zeigt sie uns einen Weg, wie wir diese Welt, in der wir leben, sehen und damit anerkennen und unserer Sensibilität integrieren können. Ein offenes Kunstwerk stellt sich der Aufgabe, uns ein Bild von der Diskontinuität zu geben: Es erzählt sie nicht, sondern ist sie. Es vermittelt zwischen der abstrakten Kategorie der Wissenschaft und der lebendigen Materie unserer Sinnlichkeit und erscheint so als eine Art transzendentes Schema, das es uns ermöglicht, neue Aspekte der Welt zu erfassen.»⁶

Beim erststrangierten Projekt handelt es sich nicht um ein radikales Projekt, das völlig neue Aspekte zur Diskussion stellen würde, es ist vielmehr der Versuch, sich in bescheidener Weise der zeitgenössisch schweizerischen urbanen Realität anzunehmen, sie zu akzeptieren und mit «den herumstehenden Resten» zu arbeiten. Das Projekt Friedli/Wittwer verfällt nirgends der Gefahr, die Antwort auf die Komplexität von Ort und Aufgabe durch eine stimmungsmässige Anpassung zu suchen; es nähert sich dem Problem von einer andern Seite. Der gegebenen Situation wird mit einem «selbstbewussten Nebeneinander»⁷ geantwortet, kein «Anpassen» und Sichdücken vor dem modischen Nostalgismus. Die Entwurfsentscheide werden vielmehr im Bewusstsein einer Divergenz verschiedener «Ideale» zu belegen versucht. Das Projekt schafft den Freiraum, in dem die Konfliktualität thematisiert werden kann. Dabei bleibt die präzise städtebauliche Analyse Grundvoraussetzung, um sich der drohenden Beliebigkeit des Eingreifens zu entziehen. Weder der modische «Postmodernismus», noch der falschverstandene Dekonstruktivismus sind gefragt.

«Statt (vergeblich) zu versuchen, eine sich von aussen andrängende Ordnung in den Entwurf einzubringen, müssen wir im Gegenteil Ordnung entdecken, d.h. eine Ordnung finden, die zu überzeugen vermag: ihr müssen wir dann die angemessene Form geben. Unser Problem besteht also nicht so sehr darin, den Dingen eine Ordnung unterzuschieben, sondern – viel einfacher und zugleich viel schwieriger – jener Ordnung zu folgen und zum Ausdruck zu verhelfen, die immer schon den Dingen selbst eigen

war, die ihnen sozusagen von Natur aus innewohnt.»⁸

Dieser, dem «Ding», hier eben dem Ort des Kammgarnareales, innewohnenden Ordnung versucht das Projekt Friedli/Wittwer auf die Spur zu kommen. Hierbei treten scheinbar ganz banale Interpretationen zu Tage. So wird die kammartige Bebauung des östlichen Bereiches mit einem analog gestellten, aber autonomen und «monolithischen» Baukörper abgeschlossen, während die westliche Ecke des Grundstückes mit einem freistehenden Einzelbau markiert wird, der Bezug nimmt zur Bauungsstruktur des westseitig anschließenden Gebietes. Das Fabrikgebäude an der Baumgartenstrasse, ein interessanter und durchaus stimmungsvoller Bau, soll abgebrochen werden, um dem Ort eine neue Identität geben zu können. Das Projekt unternimmt den Versuch herauszufinden, ob ein neuer «signifikanter städtischer Ort»⁹ geschaffen werden kann, der einen Abriss allenfalls rechtfertigen könnte. Dass bereits kurz nach dem Wettbewerbsentscheid gegen das Projekt «geschossen» wird, zeugt von einer allgemein verbreiteten Angst vor jeder Veränderung. Die Annahme, dass die Stadt schon gebaut sei, verhindert heute häufig, der Frage nachzugehen, wie unsere Städte den veränderten gesellschaftlichen Gegebenheiten Rechnung tragen, d.h. welche Veränderungen zu städtebaulich gültigen Lösungen führen könnten. Die Antwort, die das Projekt auf die gestellte Aufgabe gefunden hat, ist einfach und klar. Die Situation wird nicht als fertigzustellendes Ensemble betrachtet, sondern es wird versucht, wie beim Projekt von M. Guyer für das Lehr- und Forschungsgebäude der ETH Z, auf der grösseren Massstabebene eine gemeinsame Basis zu schaffen, auf die dann die einzelnen geometrisch klar definierten Bauvolumen gesetzt werden und so dem Ort eine Struktur zugrunde legen, die einen allmählichen Wachstumsprozess ermöglichen kann. Die Stärke des Projektes zeigt sich bei einem Vergleich mit dem Projekt von Moser (5. Rang), das einen ähnlichen Ansatz verfolgt. Da Moser bei seinem Entwurf auf einen gemeinsamen Sockel und ebenso auf das zusätzliche Bauvolumen an der westlichen Parzellengrenze verzichtet, bleibt der Raum zwischen den beiden grossen Baukörpern zu schwach defi-

niert, die Identität des öffentlichen Raumes kann nicht überzeugen. Der Sockel, die gegen den Rhein hin offene und leicht abgestufte Plattform im Projekt Friedli/Wittwer, der weder städtischer Platz noch Hofraum sein will, schafft präzise Bezüge sowohl zur Stadt wie auch zum Rhein.

Das Projekt Friedli/Wittwer erbringt damit den Nachweis, dass mit dem vorgegebenen Programm eine «selbstverständliche» Lösung gefunden werden kann und dass für die über die Grenzen der Stadt hinaus bekannte Institution der Hallen für neue Kunst ein Ort mit kohärenter Stimmung geschaffen werden könnte.

«Die Steigerung des Nervenlebens, die aus dem raschen und ununterbrochenen Wechsel innerer und äusserer Eindrücke hervorgeht, stellt die Grundlage dar, auf der der Typus grossstädtischer Individualitäten sich erhebt, ist an die Peripherie städtischer Entwicklung vorgezogen, während die Innenstädte von einer «Tyrannie der Intimität» heimgesucht werden und aus Angst vor unbesetzten Leerräumen der öffentliche Raum wie eine gute Stube eingerichtet wird. Es stellt sich die Frage, ob ein verfeinerter Stilpluralismus mit dieser Aufgabe fertig wird und ob ein Festhalten an liebgewordenen Begriffen wie Vereinheitlichung, Harmonisierung, Milieu, Integration usw. überhaupt noch realistisch ist. Unseren Realismus verstehen wir als Darstellung des Zeitgemässen, als gestaltete Wirklichkeit.»¹⁰

Die Jury stand vor der nicht einfachen Aufgabe, unter Projekten, die eine allgemeine Verunsicherung im Umgang mit urbanen Problemen deutlich aufzeigen, ihre Wahl zu treffen. Es ist ihr dabei nicht ganz gelungen, eine deutliche Stellungnahme abzugeben, denn neben dem Projekt des 1. Ranges wird die gesamte Bandbreite des heute Gängigen abgedeckt, wobei einzig das Projekt Moser im 5. Rang als Unterstützung einer möglichen Haltung noch verständlich ist. Ein Ideenwettbewerb soll das Spektrum möglicher Lösungen aufzeigen, aber es gelang der Jury nicht, wie zum Beispiel bei der Jurierung des Wettbewerbes für den Theaterneubau in Neuchâtel, durch eine klare Hierarchisierung der Rangfolge eine Aussage deutlich zu machen und den Behörden dadurch eine Hilfestellung zu leisten, in welcher Richtung eine weitere Entwicklung des Gebietes vorstellbar sein könnte. Man hat vielmehr am Schluss die Empfehlung herausgegeben, dass alle prämierten Projekte weiterzubearbeiten seien, und sich so um eine Stellungnahme gedrückt, haben doch

die eingereichten Projekte eines deutlich gezeigt: Neben dem Umnutzen der bestehenden Industriehallen an der Baumgartenstrasse sind die Lösungsmöglichkeiten beschränkt. Ein deutlicher Hinweis der Jury wäre darum wichtig gewesen.

Dies sind einige Gedanken zum Wettbewerb Kammgarnareal und zum Projekt Friedli/Wittwer im speziellen. Das erstrangierte Projekt hat sie aufgeworfen und auch eine Antwort zu geben versucht. Die richtige?

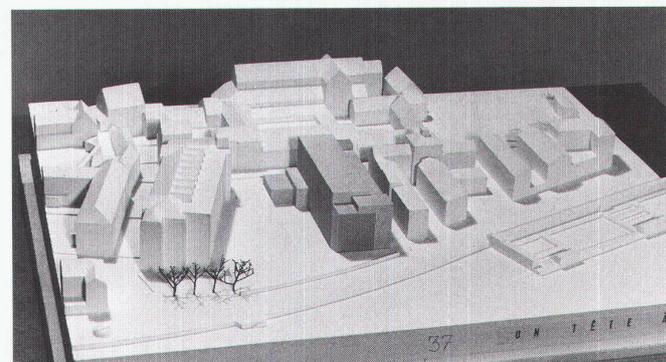
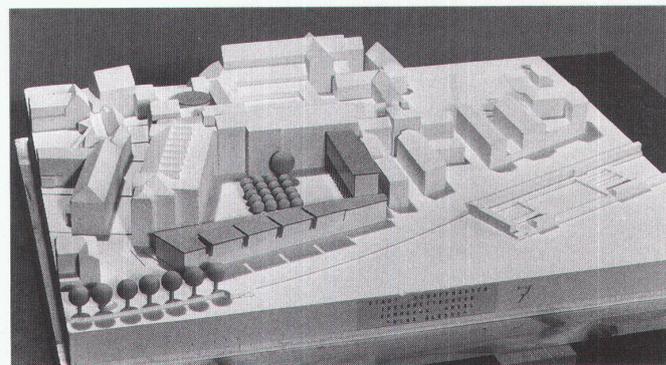
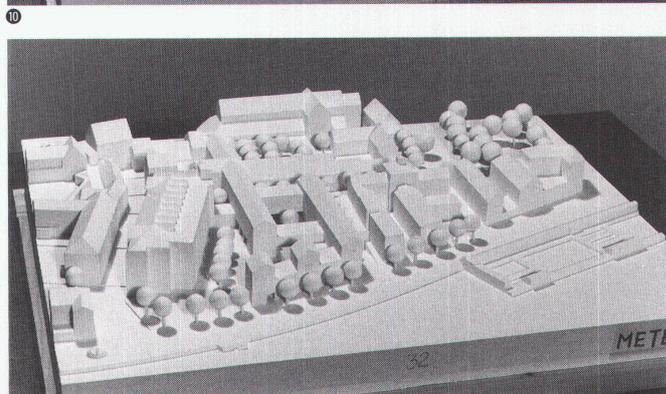
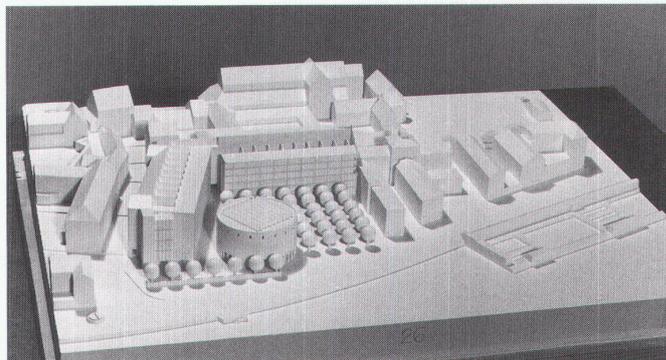
Sicher ein gültige, aber viel entscheidender wäre wohl, sich endlich und grundsätzlich der urbanen Problematik anzunehmen, eine Problematik, die die Schweiz praktisch flächendeckend betrifft. Sie besteht innerhalb und ausserhalb unserer historischen Städte und hat längst auch unsere «unbebaute» Landschaft befallen. Die heute gängigen Planungsmodelle haben versagt, ein Umdenken ist verlangt, und gerade den verantwortlichen Behörden muss ein Übergang zu «offenen» Denksystemen ans Herz gelegt werden. Schaffhausen hat mit einigen Wettbewerben in der letzten Zeit versucht, seiner städtebaulichen Problematik auf die Spur zu kommen. Es bleibt zu hoffen, dass dieses angefangene Unternehmen auch im Bereich der Hallen für neue Kunst, auf dem Kammgarnareal weitergeführt wird und zu einer klaren, zeitgemässen Stellungnahme führen kann. (Dass von den oben erwähnten Wettbewerben keiner zur Ausführung gebracht werden konnte, sei hier nur am Rande erwähnt.)

Dieter Geissbühler

Anmerkungen s. Seite 73

PS

Der Verfasser dieses Artikels ist nicht Bewohner von Schaffhausen. Er kennt die Stadt nur von einigen Besuchen, ist aber von der starken «Persönlichkeit» dieser Stadt immer wieder beeindruckt. Eine Persönlichkeit, die im Bruch der Massstäblichkeiten, im starken Wechselspiel von Tradition und technischem Fortschritt begründet liegt und die darum auch so etwas wie eine Vorwegnahme heute gängiger urbaner Massstab-sprünge mit sich brachte, aufgrund derer bereits erste Antworten formuliert werden konnten. Diese Aspekte haben mich interessiert, beziehungsweise der entwerferische Umgang mit ihnen, da darin Entwurfsansätze zu finden sind, die im urbanen Wildwuchs der Schweiz von Gültigkeit sein könnten. Nicht die Ansätze der Moderne – auch nicht die eines nostalgischen Traditionalismus –, sondern die des «selbstbewussten Nebeneinanders».



Espace extérieur privé

Il est important que chaque ménage dispose d'un espace extérieur privé, avant tout pour les enfants et les personnes âgées qui ne quittent pas volontiers le logement. Cet espace extérieur doit communiquer avec la zone communautaire et la cuisine. Afin d'être bien utilisable, il sera suffisamment grand pour accueillir p.ex. une table des repas ou une chaise-longue et sera protégé du vent et des regards indiscrets.

Un espace extérieur aménageable après coup, depuis le vitrage partiel d'un balcon, jusqu'à l'agrandissement de l'habitation accroît la flexibilité du logement en fonction des différents besoins.

Solutions constructives pour l'immeuble d'habitat et son entourage

Jetons maintenant un regard devant la porte du logement. Là aussi existent des exigences formulées par tous les utilisateurs et utilisatrices notamment: locaux réservés aux vélos, vélocycleurs, voitures et véhicules d'enfants; débarras spacieux et bien accessibles, buanderies et séchoirs. Par ailleurs, il existe des exigences spécifiques aux ménages, telles que terrains de jeu pour familles avec enfants, accès adéquats pour handicapés, services de soins pour personnes âgées, locaux communautaires pour la «communication», jardins potagers pour amateurs de plain-air et jardiniers.

Ici pourtant, la spécificité des besoins ne peut être délimitée aussi clairement qu'à l'intérieur des logements. En fin de compte, un entourage d'habitat polyvalent dans lequel se côtoient privé et public, repos et activité, satisfait au mieux les besoins de tous les types de ménages.

Les zones de transition entre les domaines privé, semi-public et public sont d'une importance particulière: la fenêtre vers la rue, l'entrée de l'immeuble, l'arcade, la porte du jardin, la zone d'accès au parc. Ces éléments marquent les limites où se rencontrent des domaines différents quant au comportement et à l'utilisation.

Mélange des utilisations / Mélange des logements

Le mélange des fonctions dans l'immeuble et le quartier enrichit l'entourage de l'habitat. A côté des logements, il peut s'agir notam-

ment de locaux communautaires, bureaux, locaux pour associations, cabinets médicaux, magasins, ateliers ou école maternelle. De telles fonctions doivent être bien accessibles, p.ex. être situées au rez-de-chaussée. Elles peuvent constituer une zone de transition entre la zone publique et celle d'habitat. Les surfaces n'ayant pas de destination définie, convenant aussi bien aux artisanats, aux bureaux ou aux installations communautaires, favorisent le mélange des fonctions.

Le mélange de logements différents permet à des personnes d'âges et de modes de vie variés de vivre en bon voisinage. Lors d'un changement du type de ménage, p.ex. après la naissance d'un enfant, on peut chercher un logement plus adapté à proximité.

Desserte interne

Les dessertes courantes dans les immeubles locatifs créent généralement un no man's land inutilisé entre le logement et le quartier. Mais pour l'utilisation par les grands et petits et pour l'organisation spatiale, la zone de desserte offre de nombreuses possibilités inexploitées:

Des accès individuels aux maisons – comme ils existent en Hollande – forment trait d'union entre l'habitation et le quartier. Des chemins riches d'événement entre le logement et la porte de l'immeuble favorisent la prise de possession de l'entourage, car ils renforcent les liens de voisinage. Des cages d'escaliers polyvalentes offrent de la place pour des fonctions communautaires, le jeu ou les plantes vertes. Des élargissements ménagés de loin en loin dans les coursives (possibilité valant également pour les transformations), améliorent l'utilisation de celles-ci. La distance jusqu'à l'escalier suivant ne doit pas être trop grande.

Locaux utilisés en commun

Dans quelle mesure l'espace intérieur et extérieur peut être utilisé en commun par les locataires dépend moins des différents types de ménage que des baux locatifs, ainsi que des modes de vie et de l'âge des habitants. Celui qui vit volontiers dehors au jardin, celui qui bricole ou qui désire vivre en communauté, veut avoir des domaines utilisables en commun. Les locataires au niveau de vie élevé, par contre, privatisent le plus souvent leur espace. Les locaux

communautaires courants tels que grenier, cave, garage, parking, remises pour vélocycleurs, vélos et jouets peuvent être notamment complétés d'une laverie avec salle communautaire pour env. 15 ménages (voir plus loin), une zone de desserte polyvalente, un atelier, un bâtiment annexe, des terrains de jeu pour enfants, une aire de jeu, des jardins potagers ou un sauna.

Degrés de caractère public hiérarchisés

L'existence de suites d'espaces différenciés à l'extérieur et à l'intérieur permet une diversification des utilisations variant selon les jours et avec le temps: publiques sur les places et dans les rues et ruelles: semi-publiques sur le terrain et la pelouse de jeu, dans la cour, près de l'entrée d'immeuble, dans une grande cage d'escalier, dans un atelier ou p.ex. une laverie communautaire; privés dans le logement, sur le balcon ou la toiture-terrace. Pour éviter les no man's lands, chaque domaine partiel doit être principalement attribué à un groupe. Ainsi, se développera un mélange d'activités diverses qui contribue à l'animation de l'entourage et permet aux occupants de s'identifier à lui. L'aménagement des transitions spatiales telles que jardins d'accès, portails, murets où l'on peut s'asseoir, cours, escaliers, entrée d'immeubles, est d'une grande importance pour l'utilisation.

Tissu urbain différencié

Les quartiers purement résidentiels ne sont pas très favorables à l'habitat. Aux plans écologique, économique et politique, cette forme d'habitat ne pourra d'ailleurs subsister à l'avenir que dans les zones très rurales. En Suisse, de grandes régions se développent pour donner une nouvelle forme de ville implantée sur un terrain très coûteux. Une structure d'habitat horizontale, fonctionnellement polyvalente, ne s'élevant pas plus haut que la cime des arbres, serait susceptible de mieux sauvegarder les valeurs historiques, ainsi que de réaliser des économies de terrain, d'infrastructure et d'énergie. Mais elle pourrait aussi constituer le squelette de réseaux économiques, sociaux et culturels différenciés, un cadre pour une communauté démocratique clairement organisée.

Anmerkungen von Seite 13:

- 1 M. Meili, Ein Brief aus Zürich, in «Lesearten», Schriftenreihe Lehrstuhl Consolascio, EHT Z 1988/89, S. 164
- 2 Ebd. S. 166
- 3 T. Buddensieg, Bildungsstadt und Arbeiterstadt, S. 1
- 4 A. Corboz, Grossstadt Schweiz, Schrift zum Seminar Einzelbau Städtebaugeschichte, 1988, ETH Z. S. 31
- 5 Erläuterungsbericht zur Wettbewerbsjurierung
- 6 U. Eco, Das offene Kunstwerk, Frankfurt am Main, Suhrkamp, 1977, S. 164
- 7 T. Buddensieg, Bildungsstadt und Arbeiterstadt, S. 1
- 8 G. Grassi, Befreite, nicht gesuchte Form, in «Daidalos» Nr. 7/1983, S. 36
- 9 W. Schett, Strukturals Prozess, in «Werk, Bauen+Wohnen» Nr. 5/1987, S. 9
- 10 Friedli/Wittwer in den Erläuterungen zum Wettbewerbsprojekt